

Das Glashaus : die Künstlerin Doli Hilbert

Autor(en): **Hilbert, Lise-Dore / Kunert, Jödis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die : Lesbenzeitschrift**

Band (Jahr): - **(2002)**

Heft 25

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631134>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Glashaus – die Künstlerin Doli Hilbert

«Ich bin ein Sonntagskind

Ich habe ein Kind im Himmel und drei wunderbare Söhne, von denen ich viel gelernt habe und noch immer lerne!

Ich hatte viele Jahre einen zärtlichen Freund, der mich so liebte, wie ich war.

Und ich habe viele wunderbare Freundinnen. Drei von ihnen waren mir zauberhafte Geliebte!

Ich habe drei Bäume gepflanzt: Eine Tanne, sie wurde 17 Jahre alt und zwei Meter hoch.

Eine Weide, die 20 Jahre alt ist und über dem Grab meiner Eltern Schatten spendet.

Von ihr gibt es ein Kind, das nun auf meinem Balkon gross werden will.»

Lise-Dore Hilbert wird 1919 als Älteste von drei Geschwistern im Kreise einer bürgerlichen Familie in Berlin geboren. Es ist eine unruhige Zeit, Deutschland unterzeichnet den Versailler Vertrag, der die Landesgrenzen neu bestimmt. In Berlin werden Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ermordet, das Bauhaus eröffnet in Weimar. Erinnerungen an die frühe Kindheit hat Doli wenige. Da taucht der strenge Vater auf, der nicht mit Ohrfeigen sparte, ein Gartengrundstück, in dem die Kinder Unkraut zupfen mussten, und eine Tante, die sie doch so gerne heiraten wollte.

Während ihrer Schulzeit begegnet sie dem «Mädchen mit den Bernstein-Augen», eine erste Berührung mit ihrer Bewunderung für Frauen. Ein halbes Jahrhundert glaubt sie, ihr nie näher gekommen zu sein. Erst als sie im Alter eine Fotografie erhält, die sie zusammen mit ihrer Mitschülerin abbildet, erkennt sie die Nähe, die zwischen beiden tatsächlich existiert haben muss. Als Doli mir das Foto zeigt, kann ich spüren, wie wach ihre Erinnerung daran ist, vergilbt liegt das Bild vor mir und berührt mich. Merkwürdig zu wissen, dass aus diesem Mädchen eine solch eigenwillige Frau geworden ist.

Dolis Vater, der sie stets zu einem Kunststudium ermuntert, vermag ihr trotz allem nicht genügend Mut zu machen. Das Zuckerbrot schmeckt nicht mehr so recht, nach all der Peitsche. Wer nimmt einer in einem Kulturkreis, in dem man seit Jahrhunderten an den vom Genie geküssten Künstler glaubt, die Zweifel, ob es sie tatsächlich getroffen hat? Doli verspricht ihrem Vater, sich während einer landwirtschaftlichen Ausbildung vorerst auf diesen Weg vorzubereiten. Auf dem Land könne sie zeichnen und hätte dann was zum Vorzeigen. Anschliessend besucht sie jedoch die soziale Frauenschule. Wenig später bricht der Zweite Weltkrieg aus, und Doli wird im Gesundheitsamt Nauen Notdienst verpflichtet. Nie hat sie heiraten wollen, immer überlegt, was sie tun könnte, um selbständig leben zu können – doch nun erscheint es doch die einzige Möglichkeit, sich abzusichern und aus der Dienstverpflichtung aussteigen zu können. «War es Liebe?» frage ich sie. «Nein, aber wir haben uns gut verstanden», antwortet sie ohne Zögern.

1940 nimmt Doli auf Anraten ihrer Werklehrerin Kontakt zu einem bekann-

ten Bildhauer auf und lernt Maria B. kennen, eine Frau, die ihren Weg entscheidend bestimmen wird. «Als ich Maria das erste Mal sah, war ich von ihr tief beeindruckt. Sie trug Mao-Anzüge und hatte eine griechische Hirtenfrisur. Nach ihrem Tod – sie hat sich 1947 das Leben genommen – habe auch ich meine Haare so geschnitten. Maria gab mir das Geld, um zur Aufnahmeprüfung zum Studiengang Kunst nach Halle zu fahren und schrieb mir wunderbare Briefe. Ich besuchte sie so oft wie möglich. Wenn ich damals schon gewusst hätte, dass zwischen Frauen eine sexuelle Beziehung möglich ist, sie wäre meine erste Frau gewesen. Ihre Briefe habe ich mit Leidenschaft beantwortet. Ich weiss noch einen Satz: «Ich möchte dich auf den Winkel deines Mundes küssen, der immer nein sagt.» Doli kann die Briefe jedoch erst Jahrzehnte später vollständig entziffern. Die Liebesbezeugungen kann sie erst als solche verstehen, als sie ein Wort dafür hat. Dieses machte Liebe unter Frauen überhaupt erst bewusst möglich. Denn «was nicht sein soll, ist auch nicht».

Doli studiert nun Kunst auf Burg Giebichstein in Halle. Sie spezialisiert sich auf Keramik. Als sie am Ende des Studiums schwanger wird, verlässt sie Burg Giebichstein und lebt mit ihrem Mann zusammen. Das erstgeborene Kind stirbt wenig später. Hunger und Infektionen sind im Nachkriegsdeutschland ständige Begleiter. «Als ich das Grab besuchen wollte, habe ich es kaum wiedergefunden, weil es so viele neue Kindergräber gab.» Doch sie bekommt noch drei weitere Söhne und wohnt mit ihnen und ihrem Mann in der Garage ihres Vaters.



Doli 1947



Maria 1947



Doli Hilbert 1998

Neben der Kindererziehung bleibt nur wenig Zeit für die eigenen Bedürfnisse. Sie bildet sich aber an der Volkshochschule weiter und nimmt an Ausstellungen teil. Ihr selbstbestimmtes Leben beginnt jedoch erst Anfang der 70er-Jahre, als sie sich von ihrem Mann trennt. Mit der Frauengalerie «Andere Zeichen» steigt Doli in ein konzentriertes, künstlerisches Arbeiten ein und nutzt die Möglichkeit für eine erste Einzelausstellung. Dort lernt Doli ihre erste Geliebte kennen – in ihrem sechzigsten Lebensjahr. Es folgt eine Zeit grosser Aktivität. Sie arbeitet viel für und mit der Frauen- und Lesbenbewegung, baut in Lankwitz einen Töpferkeller auf. In der Vereinigung «Rad und Tat» arbeitet sie mit behinderten Frauen zusammen, und sie beteiligt sich an Vorbereitungen

für den CSD. Sie stellt oft aus und verkauft ihre Arbeiten. Doli ist dem Ton und der keramischen Plastik treu geblieben, ein Material, das nachgibt und Veränderungen im Prozess zulässt. Ton, der durch das Brennen immer wieder zu unerwarteten Resultaten führt, sie durch Unzufriedenheit und Überraschung antreibt, Neues zu versuchen. Ihre Plastiken wirken organisch und geerdet. Sie orientieren sich insbesondere am weiblichen Körper. Dicke, pralle Frauenformen stellen für lange Zeit ihr hauptsächlichstes Thema dar. Auffällig ist, dass die ausufernden Formen trotz allem nichts Schwerfälliges haben. Irgendwie erwecken sie ein Gefühl von Leichtigkeit, als könnten sie sich jeden Moment beschwingt davonmachen. Immer wieder geht es auch um Kontaktaufnahme –

vorsichtig, geduldig, zu sich selbst und anderen. Ihr grosses Vorbild ist Henry Moore. Ihre Arbeiten unterscheiden sich jedoch in wesentlichen Aspekten von denen Moores. Doli Hilberts Skulpturen wirken ungeschützt und zugänglicher. Die Oberfläche bildet keinen Panzer, sondern eine verletzte Haut. Man sieht den Skulpturen einen langen und freundschaftlichen Umgang mit dem Material an.

Ab 1990 wird der Gang zur Werkstatt und das schwere Heben für sie körperlich immer unmöglicher, und sie beginnt sich mit anderen Techniken zu beschäftigen. Mit dem Mischen verschiedenfarbiger Töne bekommt sie einen Zugang zur Farbe. Sie setzt sich mit Collage, Batik, Fotografie und Seidenpapierarbeiten auseinander. Es ist längst nicht mehr alles möglich, was sie früher tat – aber auch nicht mehr notwendig. Doli schreibt 2001: «Jetzt bin ich 82 Jahre alt, lebe seit fast zehn Jahren allein, und es macht mich glücklich, bei mir selbst angekommen zu sein. Dass sich trotzdem hin und wieder Schmetterlinge in meinem Bauch breit machen, wenn ich einer besonders interessanten Frau mit dunklen Augen begegne, ist ein zusätzliches Geschenk. Ich schaue zurück und betrachte mit Erstaunen und Dankbarkeit diese unterschiedlichen Lebensabschnitte. Ich bewundere sie auch, als wären sie von einer anderen Person gelebt worden – vor allem Erlebnisse, die lange zurückliegen. Auch schwere Zeiten haben dazu beigetragen, dass ich wurde wie ich heute bin: eine glücklich in sich ruhende Frau, die noch malt oder schreibt, wenn die Schmerzen im Rücken es zulassen. Ich möchte allen danken, die mir halfen, mein Leben zu bewältigen und mein Anderssein zu schätzen. Eigentlich lebe ich heute so, wie ich es als Kind geträumt hatte: unabhängig, mit wenig zufrieden und berauscht von der Stille um mich – und in den Regalen mindestens 200 Bücher.»

Jetzt, im Jahre 2002, geht Doli nicht mehr hinaus. «Die Welt kommt nun zu mir», sagt sie. Doli beginnt behutsam Termine fernzuhalten, auch Besuch empfängt sie nicht mehr uneingeschränkt. Und plötzlich, in dieser Ruhe, fällt ihr einiges viel leichter. Ein Bild kann an einem Tag entstehen, Texte entwickeln sich ohne ungewollte Pausen. Das Schreiben ist für sie sehr wichtig geworden: «Das Schreiben kommt dem Modellieren sehr nahe», sagt Doli, «hier etwas weg, dort etwas dazu ...»

Jördis Kunert

Das Glashaus

Ich will mir ein Glashaus bauen. Alle Blumen dieser Welt sollen darin blühen. Ich habe bereits Samen aus Texas, Österreich, Würzburg und aus Wintrich an der Mosel. Das lange Gebäude aus Glas sehe ich schon vor mir. Es sollte ein rotes und ein blaues Fenster haben, damit ich, je nach Stimmung, die Welt im roten und ein anderes Mal im blauen Licht sehen kann. In meinen Träumen gibt es das

Haus aus Glas oft. Da arbeite ich bereits in der Erde, setze Zwiebeln ein und begesse die ersten grünen Keime. Dann kam der Traum, der mich für lange Zeit ganz und gar veränderte: Das Glashaus war fertig, und ich lebte darin, als gäbe es keinen anderen Raum für mich. Inmitten des Glashauses stand eine Holzbank, auf der ich geschlafen hatte. Als ich aufstand und die Pflanzenpracht um mich herum betrachtete, öffneten sich Blüten, als wären sie ebenfalls gerade aufgewacht. Überall entstand Bewegung. Vor und hinter und neben mir wuchsen Büsche und Bäume. Die Zweige berührten meine Haut zärtlich. Die Blumen dufteten stark. Als ich jede einzelne Blume begrüßte, brachen zwischen Stängel und Blatt alle Knospen auf. Ich sah, wie sich auch die Pflanzen einander zuwandten, sich umarmten und die Blätter liebevoll zitterten. Das Glashaus füllt sich mit Zärtlichkeit und Liebe. Der zarte Duft hüllte mich ein, machte mich leicht und schwebend. In diesem schwerelosen Zustand fühlte ich mich ungemein wohl. Mein Herz begann heftig zu schlagen – da wusste ich, dass ich

gestorben war. Inmitten meiner Pflanzen, die immer noch weiter wuchsen, war ich tot. Irgendwann bin ich aus meinem Traum aufgewacht, doch der Schwebezustand wollte nicht aufhören und auch der Duft war noch da. Aus diesem Zustand konnte ich mich nicht befreien – ich lebte in einer neuen, anderen Welt. Wenn Menschen mit mir redeten, hörte ich zwar die Worte, verstand sie aber nicht. Von Freundinnen und Freunden fühlte ich die guten Gedanken und Energien, die sie mir sandten, doch ich reagierte nicht. Nichts war mir mehr wichtig, ich wollte in diese Stille, die mich umgab, ganz und gar eintauchen. Die Zeit verging, und ich merkte es nicht. Ihre Abläufe fügten sich aneinander, ohne Übergänge. Tage versanken in den Nächten, die Nächte blühten auf an den Tagen. Jahreszeiten zogen vorüber. Ich zählte sie nicht und benannte sie nicht mehr. Da wusste ich, dass ich bereits in meinem Glashaus lebe und ganz in ihm zu Hause bin. Es muss nun nicht mehr gebaut werden.»

Lise-Dore Hilbert, 1999

